

DIE FACKEL

Nr. 405

23. FEBRUAR 1915

XVI. JAHR

Vorlesungen

Ein Tag aus der großen Zeit

Ich bin jetzt nur ein einfacher Zeitungsleser:

» — — — Um 6 Uhr traten wir an, schweigsam, keiner sagte ein Wort. Die sich näherstehenden Kameraden reichten sich noch einmal die Hand. — — — Er sprang vor, kam aber gleich wieder zurückgekrochen; — — das ganze Kinn, der Mund, alles weggerissen; beim Verbinden fiel die halbe Zunge zum Munde heraus, er hatte auch den Arm zerschossen. Dann ging alles vor, da setzten feindliche Maschinengewehre ein, es war furchtbar. Die Kameraden fielen rechts und links, der Leutnant schrie: »Ich bin fertig!« Er hatte Arm und Bein zerschossen. — — Ich sah Tote, denen der ganze Kopf zerschmettert war. Die Wut war furchtbar, die Ruhe aber eisern, das Gewehr lag in der Hand wie ein Schraubstock. — — — Neben mir lagen Pferde und Menschen über- und untereinander. — — — Dann kam Morast. — — Meine Gruppe war nur noch zwei Mann stark — — — besonders der Schützengraben war bis oben 'ran voll. Dann sammelte sich die Kompanie. Es fehlten der Hauptmann, die Leutnants und einundvierzig Mann. — — — Der Oberst begrüßte uns mit dem Rufe: »Guten Morgen, erstes Bataillon« Dann wollte er reden, aber wir hörten nur ein Stammeln, er weinte! Da sprach der General. Er sagte, wir hätten

Es ist wirklich ein gesellschaftliches Ereignis gewesen, eine jener hübschen, wienerischen »Sensationen«, bei denen man so gerne »dabei ist«. In unoffizieller, gemütlicher Weise ist gestern nachmittag das große Kaiser—Wilhelm—Kaffee im Grögerhofe der Weihburggasse Nr. 10 bis 12 eröffnet worden. Wunderschön sind die das ganze Erdgeschoß und Mezzanin umfassenden, ideal ventilierten Räume mit ihrer fein abgetönten, noblen Architektur, die durch die Lichterflut zu erlesenen Farbenwirkungen zusammengeschlossen wird. Und so warm, so intim sind die Plätze und Ecken, zu denen sich die weitzügige, brillante Anlage der Säle löst, ein von deutschem Geist erfülltes Reich echt heimatlicher Behaglichkeit. Blumengeschmückt grüßen die Künstlerbildnisse unseres Monarchen und des deutschen Kaisers. Die Fahne wagefreudigen Kaufmannsgeistes hält dieses Unternehmen auch in ernster Zeit hoch. Überall frohes, fesselndes Getriebe. Man zeigt einander, »wer da ist«: die umringten Schauspielerinnen dort oben im reizenden Estradensalon, die Künstler, Beamten, die Herren der Diplomatie, Offiziere, Finanzwelt. Man drängt sich um die Schreibstube und das Hamburger Büfett mit seinen köstlichen, kleinen

einen achtmal so starken Feind fast vernichtet und das Bataillon wäre für alle Zeit berühmt. Dann gab er uns ein Hurra! Da stand ein ganzes Regiment und weinte. — — — Dann traten wir weg und bekamen Essen, aber es schmeckte keinem. Um ½ 4 Uhr begruben wir die Toten und um 7 Uhr ging es wieder in den Schützengraben, wo wir heute noch sitzen.« — — Das war am 20. Oktober. Inzwischen hat auch den Schreiber dieses Briefes das tödliche Blei getroffen.

Spezialitäten, die Damen delectieren sich in der Konditorei, und frohe, kleine Gruppen richten es sich in der Bar behaglich ein. Mit diesem Prachtkaffee zieht neuer, modernster Geist ins wienerische Kaffeehausleben ein. Bis spät in die Nacht währt das Treiben, und wer das Kaiser—Wilhelm—Kaffee verläßt, weiß, daß er *morgen, übermorgen und immer wieder* kommen wird.

* * *

Die Verlesung dieser zwei Zeitungsberichte aus den Originalen, die an einem Tage, am 12. Dezember 1914, erschienen waren, bildete den Abschluß des zweiten Leseabends, der am 16. Dezember im Kleinen Musikvereinsaal stattfand.

I. Vorwort / *Shakespeare*: Timon von Athen (Teile aus dem I. II. und III. Aufzug). II. Zum Andenken Georg *Trakls* dessen Gedichte: An den Knaben Elis und In ein altes Stammbuch / *Karl Kraus*: Einleitung / Die Kinder der Zeit / III. *Nestroy*: Die beiden Nachtwandler oder: Das Notwendige und das Überflüssige (Szenen aus beiden Akten, diesmal auch 1.—12.) *Raimund*: Hobellied. — Ein Tag aus der großen Zeit.

Die Klavierbegleitung besorgte Dr. Otto Janowitz (zu: Chor der Gauner und der Kellner; Entree des Strick; Lied des Fadens »Das ist wohl nur Chimäre, aber mich unterhalt's, eingelegt aus »Papiere des Teufels«; Chor der Furien; Hobellied).

Der volle Reinertrag (777 Kronen 90 Heller) wurde Rekonvaleszentenhäusern überwiesen. Ebenso 80 Kronen als Ertrag eines Teiles der Auflage von Nr. 404.

* * *

Einleitung zu den »Kindern der Zeit«:

Die meisten meiner eigenen Sachen sind zur Zeit nicht hörbar, kaum lesbar, denn die kleinen Anlässe, von denen sie geholt waren, sind von einer großen, allzugroßen Stofflichkeit überdeckt worden. Es muß gewartet werden, bis sich herausstellt, daß die Perspektive der großen Zeit in der der kleinen verschwindet. Nur damit kein Zweifel aufkomme und kein Verdacht, als ob ich etwa meiner falschen Optik untreu geworden wäre und die Grundlagen dieses Jahrhunderts plötzlich nicht wiedererkennen würde, erneuere ich das Gelöbnis meines Hasses.

* * *

Vorwort:

Die heutige Vorlesung bringt Bruchstücke aus zwei nie gespielten Dramen. Beide die Bloßstellung der unter dem Fluch der Wohltat hinfälligen Menschennatur, die hier — in Shakespeares Timon — als Undank, dort — in Nestroys Nachtwandlern — als Unersättlichkeit gegen das Opfer des reichen Herzens aufbegehrt. Beide, indem sie, Hülle auf Hülle abnehmend, bis zum faulen Kern dringen, auch darin vergleichbar, daß jedes in einer Tafelszene gipfelt, die wie ein Strafgericht im »Timon« die Erkenntnis triumphieren, in den »Nachtwandlern« die Verblendung büßen läßt. Die Bearbeitung, welche die Vorgänge bis zu diesem Punkte zusammenzieht, bemüht sich, den grundrißhaften Charakter dieser Reinigung noch sichtbarer zu machen. Aber nicht nur der Vergleich der durch Pathos und Heiterkeit wirkenden sittlichen Kräfte, nicht nur künstlerische und thematische Rücksicht hat die Anreihung Nestroys an Shakespeare befürwortet: Der Vorleser übt sie mit Bedacht als die Vorführung einer klassischen Posse vor und gegenüber dem Ernst der Zeit. Denn er ist der Ansicht, daß der vernichtende Humor des hinter dem Dialekt der Harmlosigkeit, hinter Gesang und selbst trivialsten Vorwänden verkappten Satirikers, der bis heute der größte in deutscher Sprache ist, wiewohl ihn die dümmsten Menschen der Erde, nämlich die deutschen Literaturhistoriker, nur als Possenschreiber registrieren, — daß also dieser beste Humor der deutschen Sprache keiner Zeit vorenthalten werden darf, weil in ihm die Kraft lebt, es mit jeder aufzunehmen und weil der ewige Witz der Lebensweisheit es nicht nötig hat, dem Ernst auszuweichen, den die Staatsweisheit zu Zeiten über die Menschen verhängt. Der Vorleser wagt, einen Spaß, den das sittliche Bewußtsein erschuf und heute verantwortet, hörbar zu machen, und er scheut sich nicht, das Lachen bei Nestroy herauszufordern in Tagen, da sich das Publikum nicht scheut, von dem unleugbaren Ernst und von der behaupteten Größe der Zeit sich bei viehischen Operetten, in der Lektüre viehischer Witzblätter, im Anblick viehischer Ansichtskarten und im Genuß sonstiger scherzhafter Auffassungen der traurigsten Dinge zu erholen. So möge das Publikum, das sich gerne nachsagen läßt, es sei ein anderes und jeder in ihm ein anderer, sich des Lachens bei einem künstlerischen Anlaß nicht schämen, der, wenn's in der kulturell beglaubigten Welt mit rechten Dingen zuginge, mindestens so lange leben müßte, wie die Langeweile aller Zeit.

* * *

Die dritte Vorlesung, die am 13. Februar im Kleinen Musikvereinsaal stattfand und deren voller Reinertrag (587 Kronen 85 Heller) der Fürsorge für erblindete und invalide Soldaten gewidmet wurde, hatte das folgende Programm:

I, Anrede (Der Ernst der Zeit und die Satire der Vorzeit) / Bismarck und die Presse; Die Presse und Bismarck; Bekenntnis eines Journalisten; Und in Kriegszeiten; Ischl und die Umgebung. II. Aus dem dunkelsten Österreich; Auf der Suche nach Fremden; Schlichte Worte; Ein Satz; Der Deutlichkeit halber; Wir haben es besser; Das Grauen wächst; Eine Schiffskatastrophe — wer ist ge-

rettet?; Wiener Faschingsleben 1913; Jetzt ist die Zeit. III. Der kleine Brockhaus; Vision vom Wagentürlaufmacher; Mein Weltuntergang; Ein Ruf, der bis ans Ende der Zeit dringt. — Ein Tag aus der großen Zeit.

Die Anrede bildet den Schluß dieses Heftes (Seite 11).

Worte von Jean Paul, Schopenhauer und Bismarck

Jean Paul:

Gegen den Krieg schreiben ist allerdings so viel als im Druck harte Winter scharf rügen oder die Erbsünde. — — —

Gleichwohl wäre ein Wort für den Krieg noch heilloser, als eines dagegen fruchtlos ist; in keiner Zeit aber mehr als in der jetzigen, wo ... (sind anders kleinliche Spielworte dem *an sich kleinlichen Kriegsspiel* angemessen) vernagelte Köpfe und vernagelte Kanonen einerlei gelten wollen und wo sich alle Blüten der Völker bloß dem Sichelwagen der Kriegsminister auf ihren eisernen Gleisen unterstreuen sollen. *Allerdings trägt das rednerische, dichtende und geschichtschreibende Volk einige Schuld an der Fortsetzung der Kriege durch die gemeine Fortsetzung seiner Kriegslobreden.* Freilich ist es Rednern leichter — daher junge Schauspieler und veraltete Fürsten dasselbe wollen —, Tyrannen darzustellen als Friedensfürsten, so wie Klavieranfänger am liebsten Durtöne spielen. Alles Gute nimmt wie der Himmel nur wenige Farben an; es gehört mehr Kenntnis dazu, einen Friedensfürsten als einen Kriegsfürsten zu malen.

Indessen, bliebe auch die Menschheit ... ewig auf dem Schlachtfeld und Kriegsfuß stehen; und hälfe keine Friedenspredigt zum ewigen Frieden: so würde ich sie gleichwohl halten; ist der Wille nicht zu bessern, so doch vielleicht das Urteil.

*

— — — Freilich wurzelt dann auf dem Anfallskrieg der Abtreibungskrieg fort und leider so, daß sich jener leicht in diesen verkleidet, weil nicht nur die beste Verteidigung Angriff ist, sondern weil die Politik auch Präservationskriege annimmt, das heißt eine Staatsnotwehr, ähnlich der eines Einzelwesens, das dem Mörder der ihm auflauern will, früher auflauerte und den Todesstreich vorausführte, welcher dann, sobald er fehlglitte, wieder den Mörder in einen billigen Notwehrstand einsetzte. Wir erbärmliche Menschen! *Unsere Laster organisieren einander notwendiger (wie hier Mord den Mord) als unsere Tugenden einander!* Hinter einer Brust— und Kopfwehr, wie die eines Kant ist, der den ewigen Frieden verfocht, den er jetzt selber genießt, darf man schon behaupten, daß die Menschheit bei dem letzten, wenn nicht der Gott der Liebe zugleich der Gott des Mordes sein soll, einmal ankommen muß. Der Krieg kommt endlich selber am Kriege um; *seine Vervollkommnung wird seine Vernichtung*, weil er sich seine Verstärkung abkürzt.

*

»Der Friede verweichlicht die Völker,« sagt einer der Gemeinplätze, wo sich Irrtum und Wahrheit friedlich nebeneinander aufhal-

ten und mit sich Versteckens spielen. — — — Übrigens härtet der Krieg nicht viel stärker aus als der Friede; denn dieser gibt dem Landmann, Seemann, Kaufmann, Handwerksmann, also der Überzahl Eisenmolken länger zu trinken als die kurzen mit Schwelgereien unterbrochenen Strapazen einiger Kriegsjahre dem Soldaten.

— — — Auch sonst ist für Krieg und Menschheit die Behauptung schimpflich und unwahr, daß ... der Mensch nur erst eine harte Haut bekomme, wenn auf sie und von ihr geschlagen wird, daß nicht Freudigkeit, sondern nur Schmerz sie gegen den Schmerz verpanzert, und daß erst Länder zu Gräbern umgeackert werden müssen, um einige Helden zu säen.

Was aber verweichlicht und die Festungswerke der Seele schleift, kann Krieg und Friede gleich gut zuschicken, nämlich *die Herrschaft des Genusses über die Idee*. Der Körper sei siech, weich, weichlich und weiblich: setzt zum Beispiel ein Mutterherz hinein, so ist er eine Bergfestung und die Kinder werden durch keinen Sturm erobert. Entzündet in der Jungfrau Liebe — wie in Hannibal Römerhaß —: sie geht auch über die Alpen und kann sterben und töten. Folglich kann ein Friede ebensogut durch eine Idee — es sei Freiheit oder Religion oder Ehre — den verzärtelten und genußhungrigen Körper gleichsam dem siegenden Geiste vorspannen, als *ein Krieg ohne diese Idee den Geist im abgehärteten Körper gleichsam als einen gepanzerten Patienten hinlegt*. Das immer fortdauernde Kriegsfeuer brannte doch die Kaiserrömer nicht härter aus, sondern schmolz sie durch das Verquicken mit dem Golde der Welt nur flüssiger zusammen.

Aus »Dämmerungen für Deutschland«

* * *

Schopenhauer:

Zwischen dem Wirken der schaffenden Natur und dem der Menschen ist eine eigentümliche, aber nicht zufällige, sondern auf der Identität des Willens in beiden beruhende Analogie. Nachdem, in der gesamten tierischen Natur, die von der Pflanzenwelt zehrenden Tiere aufgetreten waren, erschienen in jeder Tierklasse, notwendig zuletzt, die Raubtiere, um von jenen ersteren, als ihrer Beute, zu leben. Ebenso nun, nachdem die Menschen, ehrlich und im Schweiß ihres Angesichts, dem Boden abgewonnen haben, was zum Unterhalt eines Volkes nötig ist, treten allemal, bei einigen derselben, eine Anzahl Menschen zusammen, die, statt den Boden urbar zu machen und von seinem Ertrag zu leben, es vorziehen, ihre Haut zu Markte zu tragen und Leben, Gesundheit und Freiheit aufs Spiel zu setzen, um über die, welche den redlich erworbenen Besitz innehaben, herzufallen und die Früchte ihrer Arbeit sich anzueignen. Diese Raubtiere des menschlichen Geschlechts sind die erobernden Völker, welche wir, von den ältesten Zeiten an bis auf die neuesten, überall auftreten sehn, mit wechselndem Glück, indem ihr jeweiliges Gelingen und Mißlingen durchweg den Stoff der Weltgeschichte liefert; daher eben Voltaire Recht hat zu sagen: Dans toutes les guerres il ne s'agit que de voler ¹. Daß sie

1 xxx

sich der Sache schämen, geht daraus hervor, daß jede Regierung laut beteuert, nie anders, als zur Selbstverteidigung, die Waffen ergreifen zu wollen. Statt aber die Sache mit öffentlichen, offiziellen Lügen zu beschönigen, die fast noch mehr, als jene selbst, empören, sollten sie sich, frech und frei, auf die Lehre des Macchiavelli berufen. Aus dieser nämlich läßt sich entnehmen, daß zwar zwischen Individuen, und in der Moral und Rechtslehre für diese, der Grundsatz *quod tibi fieri non vis, alteri ne feceris* ¹ allerdings gilt; hingegen zwischen Völkern und in der Politik der umgekehrte: *quod tibi fieri non vis, id alteri tu feceris*. Willst du nicht unterjocht werden; so unterjochte bei Zeiten den Nachbarn: sobald nämlich seine Schwäche dir die Gelegenheit darbietet. Denn, läßt du diese vorübergehn, so wird sie ein Mal sich als Überläuferin im fremden Lager zeigen: dann wird jener dich unterjochen; wenn auch die jetzige Unterlassungssünde nicht von der Generation, die sie beging, sondern von den folgenden abgebüßt werden sollte. Dieser Macchiavellistische Grundsatz ist für die Raublust immer noch eine viel anständigere Hülle, als der ganz duchsichtige Lappen palpabelster Lügen in Präsidentenreden, und gar solcher, welche auf die bekannte Geschichte vom Kaninchen, welches den Hund angegriffen haben soll, hinauslaufen. Im Grunde sieht jeder Staat den andern als eine Räuberhorde an, die über ihn herfallen wird, sobald die Gelegenheit kommt ².

*

Die Geschichte, von einem Ende zum andern, erzählt von lauter Kriegen, und dasselbe Thema ist der Gegenstand aller ältesten Bildwerke, wie auch der neuesten. Der Ursprung alles Krieges aber ist Diebsgelüst; daher Voltaire mit Recht sagt: *dans toutes les guerres il ne s'agit que de voler*. Sobald nämlich ein Volk einen Überschuß von Kräften spürt, fällt es über die Nachbarn her, um statt von seiner eigenen Arbeit zu leben, den Ertrag der ihrigen, sei es bloß den jetzt vorhandenen, oder auch dazu noch den künftigen, indem es sie unterjocht, sich anzueignen. Das gibt den Stoff zur Weltgeschichte und ihren Heldentaten. Besonders sollte in französischen Diktionären, unter *gloire* zuerst der artistische und literarische Ruhm abgehandelt werden, und dann bei *gloire militaire* bloß stehn: *voyez butin*.

Inzwischen scheint es, daß zwei sehr religiöse Völker, Hindu und Ägypter, wenn sie Überschuß von Kräften fühlten, solche meistens *nicht auf Raubzüge, oder Heldentaten, sondern auf Bauten* verwendet haben, welche den Jahrtausenden trotzen und ihr Andenken ehrwürdig machen ³.

Aus »Parerga und Paralipomena«

* * *

Bismarck:

Möge es das letzte Mal sein, daß die Errungenschaften des preußischen Schwertes mit freigiebiger Hand weggegeben werden, um die nimmersatten Anforderungen eines Phantoms zu befriedi-

1 "Was du nicht willst, dass man dir tu, das füg' auch keinem andern zu."

2 Band II, § 125

3 dito § 238

gen, welches unter dem fingierten Namen von Zeitgeist oder öffentlicher Meinung die Vernunft der Fürsten und Völker mit seinem Geschrei betäubt, bis jeder sich vor dem Schatten des andern fürchtet und alle vergesse, daß unter der Löwenhaut des Gespenstes ein Wesen steckt von zwar lärmender, aber wenig furchtbarer Natur.

Preuß. Landtag 6. 9. 49

Ich habe einen Lieblingsgedanken in Bezug auf den Friedensschluß. Das ist, ein internationales Gericht niederzusetzen, das die aburteilen soll, die zum Kriege gehetzt haben — Zeitungsschreiber, Deputierte, Senatoren, Minister.

Busch, Tagebuchblätter (14. 10. 70)

... er lügt wie gedruckt; es wird vielleicht auch dahin kommen zu sagen: er lügt wie telegraphiert, denn gegen den Mißbrauch, der mit diesem Beförderungsmittel getrieben wird, sind bisher die wenigsten Leute noch auf der Hut; sie denken nicht an den Reichtum von Geldmitteln, der es jemandem möglich macht, zum Telegraphieren aller in drei bis vier Sprachen übersetzten Tendenzlügen in verschiedenen Weltstädten Lektoren zu bezahlen, die nur damit beschäftigt sind, Zeitungen durchzulesen und zu sehen, ob sich eine Alarmnachricht findet; findet er keine, so hat er sie zu machen und telegraphiert sie nun als aufregendes Symptom an verschiedene ausländische Blätter.

Herrenhaus 13. 2. 69

... Er (der Korrespondent) soll in all' seinen Berichten etwas Neues schreiben, wichtige Nachrichten, und geschieht das nicht, so hält ihn seine Redaktion entweder für nachlässig und zu bequem, um sich ordentlich umzusehen in seinem Revier, oder sie denkt, er hat keine guten Verbindungen. Da setzt er sich dann hin und berät sich mit seiner Phantasie oder er macht sich an auswärtige Gesandtschaften, die ihn natürlich gern mit Nachrichten versehen, welche ihren Zwecken entsprechen.

Poschinger, »Bismarck und die Parlamentarier« (11. 12. 75)

Wenn jemand wie ich weiß, wie die Freiheit der Presse von prinzipienlosen gebildeten Männern, die den Wert der Wahrheit kennen oder doch kennen sollten, benützt werden kann, wie unendlich gefährlicher muß es dann sein, einen solchen Spielraum einem unerzogenen und nicht unterrichteten Volke zu gewähren.

Zu dem englischen Maler Richmond 11. 87

In ihrem gegenwärtigen Zustande gewähre die Tagespresse weder für die Regierung, noch für die politische Bildung der Bevölkerung einen Nutzen, vielmehr das Gegenteil. Die Zeitungen wären gegenwärtig kein Bildungs— sondern ein Verbildungsmittel, das keine Begünstigung verdiene. Durch eine Aufhebung der Steuer würde der Zustand der Presse nicht besser werden, vielmehr sei der entgegengesetzte Erfolg zu erwarten ... Die Aufhebung führe zu größerer Bereicherung ihrer Besitzer

Aus einer Begründung gegen die Aufhebung des Zeitungsstempels 4. 3. 73

Zu beklagen ist nur die teils verständnislose, teils übelwollende Presse, welche die verschiedenen Volksklassen gegen einander ausspielt und aufreizt.

Zu einer Abordnung der Berliner Schuhmacherinnung 9. 6. 84

... sie befinde sich zum großen Teil in den Händen von Juden und unzufriedenen, ihren Lebensberuf verfehlt habenden Leuten.

Zu einer Abordnung aus Rügen 10. 11. 62

Wenn jemand in einem anonym geschriebenen Brief verleumdet, so hält man das im allgemeinen für eine ehrlose Beschäftigung; wenn jemand aber in gedruckten Blättern verleumdet, ebenso anonym, so ist es »Freiheit der Presse«, für die einzutreten ist gegen jedermann, der sich gegen diese Verleumdungen wehren will.

Reichstag 8. 1. 85

Mut hat eigentlich nur die sozialistische Presse. Sie begreifen, daß ich jetzt von der Presse nur noch mit ironischer Geringschätzung rede.

Poschinger, Tischgespräche (9. 7. 90)

Was die Zeitungen über mich schreiben, das ist Staub, den ich mit der Bürste abwische, das ist mir gleichgültig.

Poschinger, Tischgespräche (23. 8. 90)

Jedes Land ist auf die Dauer doch für die Fenster, die seine Presse einschlägt, irgend einmal verantwortlich; die Rechnung wird an irgend einem Tage präsentiert in der Verstimmung des anderen Landes.

Reichstag 6. 2. 88

(Dann sprach er von der Macht der Presse, die viel Schaden angerichtet habe.) Sie hat die drei letzten Kriege veranlaßt. Die dänische zwang den König und die Regierung zur Einverleibung Schleswigs, und die österreichische und die süddeutsche hetzten gegen uns, die französische hat zur Verlängerung des Feldzugs beigetragen.

Busch, Tagebuchblätter (21. 10. 77)

... und an einigen unserer und anderer Blätter vermag ein erfahrener Leser leicht zu erkennen, ob sie eine Subvention Österreichs wiederum erhalten haben, sie bald erwarten, oder sie durch drohende Winke herbeiführen wollen.

Zu dem Minister von Schleinitz 12. 5. 59

Die Presse ist hier (in Wien) schlimmer als ich mir vorgestellt hatte, und in der Tat noch übler und von böserer Wirkung als die preußische.

Immediatbericht aus Gastein 3. 8. 64

Als von politischen Wetterfahnen in der Presse gesprochen wurde, erzählte er aus seiner Erfurter Zeit, daß er damals eine sehr ge-

wandte, aber auch sehr vielseitige Feder zur Verfügung gehabt habe. Der betreffende Publizist habe eine und dieselbe empfangene Mitteilung unter Umständen so verwertet, daß es in einem konservativen Blatte so geheißen habe: »Mit hoher Befriedigung begrüßen wir die Absicht der Regierung«, in einem liberalen Organ aber: »Mit tiefster Besorgnis erfüllt uns die Absicht der Regierung«, während in einem demokratischen Blatte schließlich der Eingang gelautet habe: »Schamlos reißt die Regierung jetzt die Maske herunter, mit der sie bisher heuchlerisch ihr Antlitz verhüllt hatte«.

Poschinger, Tischgespräche (10. 96)

Denn manches, was in den Zeitungen steht, ist denn doch wahr ...
Preuß. Landtag 29. 1. 69

... und obgleich es in den Zeitungen steht, ist es doch wahr.
Aus derselben Rede

Druckerschwärze auf Papier.
Reichstag 6. 2. 88

Es gibt kaum eine absichtliche Entstellung, kaum eine Verdrehung, die in dieser Sache von der Presse nicht geübt worden wäre, zum großen Teil in der ohne Zweifel patriotischen Absicht, das Ausland auf die Abwege der Regierung aufmerksam zu machen ...

Preuß. Landtag 26. 2. 63

Es dürfte in der ganzen Monarchie ... von der höchsten Wichtigkeit sein, unsere Mitbürger so schleunig als möglich vor dieser moralischen Brunnenvergiftung durch die Presse zu schützen.

Preuß. Landtag 18. 2. 50

Mir aber ist es klar, daß wir heruntergekommen sind; das, was das Schwert uns Deutschen gewonnen hat, wird durch die Presse und die Tribüne wieder verdorben.

Reichstag 28. 11. 81

Mut auf dem Schlachtfelde ist bei uns Gemeingut; aber Sie werden nicht selten finden, daß es ganz achtbaren Leuten an Zivilcourage fehlt.

Keudell, Bismarck (17. 5. 47)

Ich mache aber bei den Juden einen Unterschied. Gefährlich sind ... die noch nichts haben, besonders die von der Presse. Doch sind auch hier wohl die Christen die Schlimmsten und nicht die Juden.

Busch, Tagebuchblätter (21. 1. 81)

Ich weiß nicht, welche Vorzüge das beschnittene oder getaufte Gesindel von Börsenwucherern und bezahlten Zeitungsschreibern, welches die österreichische Staatskuh an Horn und Euter festhält, vor seinen Sinnesverwandten in Paris hat.

Am allermeisten aber achten wir die Meinung der uns seit einem Jahrhundert und noch heute intimsten unter den uns befreundeten Mächten, der russischen.

Reichstag 4. 12. 74

Ich begreife es durchaus nicht, wenn ich die Meinung über die Möglichkeit eines Krieges zwischen Deutschland und Rußland höre.

Poschinger, Tischgespräche (22. 7. 90)

Deutschland hat nicht das geringste Interesse daran, einen Krieg mit Rußland zu führen, und umgekehrt. Zwischen uns liegt nicht der geringste Gegensatz der Interessen. Wir haben von einander nichts zu wünschen und von einander nichts zu gewinnen.

Poschinger, Tischgespräche (23. 6. 92)

Was wollen wir auch mit Rußland oder in Rußland suchen? Wenn wir es wirklich besiegen, dann bekämen wir höchstens wieder die unruhige polnische Nachbarschaft, welche sich so wenig zu einem selbständigen staatlichen Organismus eignet, wie die heutige Judenschaft in ein neues Reich Judäa.

Poschinger, Tischgespräche (16. 8. 90)

Zwischen Deutschland und Rußland existieren keine Verschiedenheiten der Interessen, welche die Keime von Konflikten und eines Bruches unabweislich in sich trügen. Dagegen gewähren die übereinstimmenden Bedürfnisse in der polnischen Frage und die Nachwirkung der hergebrachten dynastischen Solidarität im Gegensatz zu den Umsturzbestrebungen Unterlagen für eine gemeinsame Politik beider Kabinette. Dieselben sind abgeschwächt worden durch eine zehnjährige Fälschung der öffentlichen Meinung seitens der russischen Presse, die in dem lesenden Teile der Bevölkerung einen künstlichen Haß gegen alles Deutsche geschaffen und genährt hat, mit dem die Diplomatie rechnen muß, auch wenn der Kaiser die deutsche Freundschaft pflegen will ...

Gedanken und Erinnerungen II

... Endlich ist aber beinahe mit Sicherheit anzunehmen, daß die Russen, während wir im Westen beschäftigt sind, Österreich angreifen werden, dem eine Verstärkung seiner Wehrkraft noch mehr not tut als uns die der unsrigen, und das diese Pflicht bis jetzt mit sträflichem Leichtsinne vernachlässigt hat, und da müßten wir doch wohl zuletzt helfen.

Busch, Tagebuchblätter (27. 1. 87)

Was den Panslawismus betrifft, so halte ich das amtliche Rußland, ja die echten Russen überhaupt nicht für panslawistisch. Die panslawistischen Leitartikel in russischen Zeitungen, welche die Westeuropäer in solchen Schrecken jagen, werden gar nicht von Russen geschrieben, sondern hauptsächlich von Polen, deren Ziel es ist, das Slawentum und Germanentum aneinander zu hetzen in

der Hoffnung, beim Siege des einen wie des anderen ihre Rechnung, nämlich ein neues Königreich Polen zu finden.

Poschinger, Tischgespräche (31. 5. 92)

Die letzteren (Juden) sind in Rußland fast ebenso schlecht behandelt worden wie die Polen oder die baltischen Deutschen; so kommt es, daß diese drei, der Pole, der baltische Deutsche und der Jude, in der russischen Presse tätig daran arbeiten, den Haß zwischen Rußland und Deutschland zu schüren und einen Krieg anzufachen.

Poschinger, Tischgespräche (5. 92)

Rußland hat eine große Zukunft; seine höchsten Adeligen sind intelligent und ehrenwert, seine Bauern sind die besten Kerls in der Welt; in der Mitte ist es faul, der Beamtenadel ist ein giftiges Geschwür, welches seine Eingeweide hinwegfrißt.

Poschinger, Tischgespräche (7. 67)

Für vergnügungssüchtige Leute mag es recht nett hier (in Wien) sein, denn alles, was den Menschen äußerlich zerstreuen kann, ist da.

Aus Wien an die Gattin 14. 6. 52

Ich begreife nicht wie ein Mensch, der über sich nachdenkt und doch von Gott nichts weiß oder wissen will, sein Leben vor Verachtung und Langeweile tragen kann, ein Leben, das dahinfährt, wie ein Strom, wie ein Schlaf, gleichwie ein Gras, das bald welk wird; wir bringen unsere Jahre zu wie ein Geschwätz.

An die Gattin 3. 7. 51

Der Ernst der Zeit und die Satire der Vorzeit

(Zum Eingang eines Leseabends)

Als dieses umfangreiche Ereignis über die Menschheit hereinbrach und es allgemein hieß, daß die Maschine von einer Seele bedient werde und letzten Endes auch der Seele dienen werde, da war mein Scherflein der Zweifel, meine Bereitschaft das Schweigen und mein Mut, diesem Schweigen Ausdruck zu geben, damit man wisse, wie es gemeint sei. Was sich in mir scheinbar einem Zwang der Zensur entzog, war in Wahrheit das Bewußtsein, daß unter allen mißgeborenen Tatsachen eine einzige das Recht hat, ihre Negierung auszuschließen: der Krieg, solange es ihn gibt. Es war das Gefühl, daß es selbst unerlaubt wäre, einer Gesellschaft, die den Krieg mehr als eine Abwechslung denn als eine Umwälzung erlebt, einer sozialen Spielart, die das Unglück als Konjunktur schätzt und das Heroentum als die Basis für Armeelieferungen annehmbar findet — daß es unerlaubt wäre, einer solchen Zeit- und Ortsgenossenschaft anders als mit dem stillen Wunsche nach einem Erdbeben nahezutreten. Und noch so weit ließ ich mich in der Selbstbeherrschung hinreißen, zu schweigen vor dem Sprachgesindel, dem der Anblick un-

nennbaren Grauens nicht die Zunge gelähmt, sondern flott gemacht hat; stumm zu sein vor der verächtlichsten Brut, die sich je in ein Hinterland verkrochen hat, den Dichtern und Denkern und aller wortbereiten Unzucht, die den Morgen und den Abend schändet und von der ich im Innersten überzeugt bin, daß ohne ihr Dasein, ohne ihre grausamste antikulturelle Wirkung, neben der keine Geistesmacht der Zeiten standhielt, dieser Krieg der berauschten Phantasiearmut nicht entbrannt und nicht ins Überunmenschliche entartet wäre. Denn welches Unmaß von Greueln würde an diese Barbarei der Bildung hinanreichen und wäre durch sie nicht bedingt?

Mein strategischer Rückzug aus der Position der öffentlichen Meinung ließ sich optimistisch zurechtlegen als die Wartezeit eines, der zeitlebens verurteilt war, in der Hölle Gott zu vermissen, und dessen vielverkannter Sehnsucht vielleicht nun Erfüllung winke. Als die Atempause einer satirischen Qual, die sich vom Weltuntergang Erlösung erhofft hat und nun immerhin einen passablen Weltkrieg erlebt. Nun, glaubten manche, würde doch dem erdensicheren Verstand, dem meertiefen Behagen und der himmelhohen Moral, denen kein Messina, keine Titanic und kein chinesischer Lustmord etwas anhaben konnten, der Verstand, der Humor und der Hochmut vergehen! Es hat ja nie an Optimisten gefehlt, die meine Weltverneinung als eine Kritik reparabler Zustände auffassen wollten, und in einer Schrift über mich, die 1913 erschienen ist, findet sich die Stelle:

Wir wollen Gottes Ratschluß auch in Gedanken nicht vorgreifen; aber vielleicht tut, nach diesem Krieg, den Einer gegen die ganze Welt geführt hat, noch der Weltkrieg selber not. Fast scheint es, wenn es auch schauerlich ist, solche Not kommen zu sehen, als ob der Geist der Nächstenliebe darnach rufe: denn wohin jetzt in aller Welt mit allen diesen Intellektuellen und allen schon intellektualisierten Christen dazu! Denn sie haben wirklich das Grausige verübt, wovor aller Herzschatz, wo noch ein Herz schlägt, stille steht, sie haben wirklich verübt, wofür sie Karl Kraus — mortis in nomine laesae majestatis! — zum Tode verurteilt hat: sie haben mit dem Krieg Sechshundsechzig gespielt und aus sterbenden Soldaten haben sie Zeilenhonorar herausgeschlagen! Vielleicht also müssen die Soldaten und der Krieg muß über sie kommen.

Nun ist er da und ich sage: Nie hätte ein Herz lauter im Gefühl seiner Entbehrlichkeit geschlagen! Was tun sie nun mit den sterbenden Soldaten? Sinken, die nicht fallen, auf die Knie? Laßt uns warten. Abwarten, was sie uns hinterlassen wird, die große Zeit, wenn sie eines Tages dahingeht, wie sie eines Tages gekommen ist. Warten wir's ab, ob die Schande, die ich in Form gebracht habe, versunken sein wird und mit ihr — wie gern! — ihr Künstler. Erledigt sein, ohne daß mir der Krieg meine Aufgabe erledigt — das möchte ich nicht. Dann möchte ich lieber, da er mir nicht geholfen hat, wieder ihm beispringen. Aber laßt uns nicht die Geduld verlieren und nicht von heute auf morgen schließen, von den miserablen Begleiterscheinungen einer großen Zeit auf ihre Folgen. Wenn es jetzt auch den Anschein hat, daß sie den Mächten des Ungeistes eher Vorschub leiste; daß der Krieg nicht so sehr den Kampf gegen das Übel fortsetze als das Übel selbst; daß das begeisterte Einstehen einer entgötterten Welt für den Besitzstand des Teufels nicht just ihre ideelle Bereicherung verbürge — warten wir zu. Es könnte am Ende das Wunder geschehen — Dichter und Denker rücken aus, es anzusagen —, daß die im Dienst der Fertigware geopfert Seele durch das Opfer des Leibes neu ersteht. Bis dahin binde sich, mit tausend Fesseln binde sich der sprungbereite Geist, sei wehrlos, wenn ihm Denken, Fühlen, Atmen gesperrt wird, schweige

zu den tausend Insulten, die jeder Tag dem lesenden Auge, und dem hörenden Ohr ersinnt. Das nie geträumte Erlebnis, daß dieser Kot nicht erstarrt ist, als Regimente marschierten, halte den Schrei zurück. Die Vorstellung, daß hinter der blutenden Quantität alles Leben unverändert sei und hinter der neuen Maschine ein altes Pathos noch den Tod zur Lebenslüge mache, sie hämmere in den Schläfen. Wenn dieses Leben nach wie vor die Gemeinheit hat, »seine Rechte zu fordern«, ich, der sie ihm zeitlebens bestritten habe, will schweigen!

Und ich muß. Denn ich bin nicht so feig, gegen die Zensur zu kämpfen. Ich habe den Mut, ihr zu weichen. Ja, sie zu beschwören, daß sie jetzt, endlich, statt meiner ihres Amtes walte und sich nicht bange machen lasse von den Knechten der Freiheit. Denn man wisse, hierzulande hat sich in dem, was im status quo der torkelnden Individualitäten als gemeinsam fühlbar ist, nur ein einziges Novum begeben. Ich denke nicht an das Opfer der Kaisersemmel, zu dem sich eine wahrhaft große Zeit ohne viel Aufhebens, aber mit viel Stimmungsnotizen entschließt. Ich denke nicht daran, daß eine beliebte Annonce zwar nach wie vor drei lachende Wiener Typen ¹ zeigt, aber die von ihnen gestellte Frage: »Wer hat ausg'steckt? Wo gibts an guten Tropfen und a Hetz?« jetzt die Worte »und a Hetz« zum Opfer bringt, wiewohl es nach wie vor a Hetz gibt. Ich denke nicht an den seelischen Aufschwung der sich freiwillig meldenden Armeelieferanten. Ich denke nur an den alle Geister bewegenden Kampf gegen die Zensur, die bekanntlich über ein Gewerbe, dessen Ausüben von rechtswegen den gelben Fleck zu tragen hätten, bloß den weißen verhängt hat. Diese über alle Maßen anspruchsvolle Profession lehnt sich nun gegen die Milde einer Obrigkeit auf, die ihr täglich ein paar Wahrheiten verbietet: anstatt für die ungezählten Lügen und Schlechtigkeiten dankbar zu sein, die sie ihr nach wie vor erlaubt. Die Presse ahnt nicht, wie gut es ihr geht. Ja glaubt sie denn, daß es *mir* heute von der Zensur gestattet würde, *nachzudrucken*, was täglich in den Wiener Zeitungen steht?!

Bis wir so weit halten, daß ich es darf und mir selbst erlaube — denn Infames, das in großer Zeit geschieht, zu zitieren, wäre unwürdig — bis wir so weit sind, bleibt die Frage zu beantworten, wie ich mich zu meinem bereits getanen Werk, das ja eigentlich auch nur aus Nachdrucken besteht, verhalten soll. Ich hatte zu Beginn der großen Zeit die Empfindung, daß ich auch dieses — wie immer sich heute der Leser dazu stellen möge — dem Hörer entziehen müsse, weil eine lautere Stofflichkeit ihm jetzt in den Ohren liegt und weil jene größeren Anlässe, die ich noch nicht gestalten darf, dem Auge meine kleineren, deren Identität ich noch nicht beweisen darf, verdecken. Nun aber stellte sich eines Tages heraus, daß unser Publikum sich an die Größe der Zeit schon so sehr gewöhnt hat, daß sich nicht mehr »Gruppen bilden« und die Überraschung einen nicht mehr inkommodieren muß. Das in Taten und Leiden Ungewöhnliche wird dem gnadenlosen Blick der herrschenden Kulturmacht, für die es geschieht, als Lektüre unterbreitet, das Opfer ist ein Film, und das Leben sieht in der Todesbereitschaft nur seine Extraausgabe, auf die es auch nicht mehr hereinfällt. Und da sich nichts um mich verändert hat, sollte ich nicht sagen dürfen, wie es war? Nein, angesichts der erschütternden Stabilität jener Erscheinungen, aus deren Gebiet meine Rohstoffe in den letzten fünfzehn Jahren bezogen waren, sehe ich mich nicht veranlaßt, nachträglich deren Verarbeitung zu bereuen, bin ich nicht gesonnen, das Erschienen der Fackel einzustellen. Nein, ich bin nicht verpflichtet, den Haß zu arretieren, wenn die Schande am Tage bloß geht! Mögen jene, die anderer Ansicht sind und schon der Gegenwart, der hiesigen, den seelischen Auf-

1 s. Heft 341# 04 »Wien« »Die Reklame«

schwung zuerkennen, den sich geduldigere Optimisten erst von der Zukunft erwarten, mögen solche Leute meine Gestaltungen mit ihren längst verwehten Anlässen als kulturhistorische Kuriosa hinnehmen. Warum soll man sich denn nicht dafür interessieren, wie es in alten Zeiten, vor dem 1. August, in Wien ausgesehen hat? Denn so gnädig wird kein Weltfreund sein, daß er vermöge einer Art geistiger Amnestie schon in der Vergangenheit, die ich meine, Spuren künftiger Heldengröße entdeckt. Nein, bleiben wir bei der Kulturgeschichte, und stellen wir uns — für einen Abend kann's ja gelingen — auch vor, daß sie die frischeste, aktuellste Wiener Wirklichkeit bedeutet. Stellen wir uns vor, daß wir den Fasching in uns, wenn er auch behördlich inhibiert ist, noch nicht überwunden haben und daß wir höchstens, wenn uns der Ruf: Extraausgabe! trifft, uns im Schrecken der Schlacht befinden, sonst aber im horror vacui, den die Entziehung eines Narrenabends des Männergesangsvereins uns beigebracht hat. Besinnen wir uns doch, ob unser ganzes gutgelauntes Dabeisein nicht einfach als Liste der Anwesenden aus dem Ballbericht in die notgedrungene Wohltätigkeit transferiert ist und bloß der »Rahmen« verändert, aber das Bild noch immer und immer mehr zum Sprechen ähnlich. Werfen wir einen Blick auf unser Nachtleben, übersehen wir aber auch unser Tagleben nicht; bemerken wir, wie geschickt wir aus der Gefahr ins Couplet ausweichen, und beachten wir, wie wir schon jetzt an dem Wiederaufbau unserer Ideale, vor allem des Fremdenverkehrs, arbeiten; horchen wir auf die Gespräche der Zeitgenossen, blicken wir auf die Plakatwände und fragen wir uns dann, ob das nicht lebendigste Wirklichkeit ist und ob wir vom Weltkrieg nicht träumen.

Leben nicht solche, deren Kriegsdienstleistung der Wucher ist? Leben nicht solche, für die der Schützengraben in die Kärntnerstraße einbiegt? Werden sie nicht demnächst ihr Scherflein beitragen in Form eines Nagels, mit dem ein Ritter aus Holz zu wohltätigem Zweck beschlagen werden soll ¹, nachdem die Behörde gegen die beabsichtigte Benagelung auf dem einstweiligen Aufstellungsplatz zum Zwecke der Sammlung keine Einwendung erhoben hat, so daß ein Wahrzeichen errichtet werden kann, das sich gewaschen hat, und fünfhunderttausend, sage fünfhunderttausend Namen, von denen sonst keine Krone, sage kein letztes Kranl für einen blinden Soldaten zu haben wäre, auf die Nachwelt kommen werden und Wien im Begriffe steht, eine Sage zu bilden — der Schmock im Eisen —, eine Sage sag' ich Ihnen, die schon jetzt den Fremdenverkehr nach 700 Jahren ins Auge faßt und die dann beim Portier für 20 Heller zu haben sein wird, bei jenem Portier, von dem, wenn er dereinst seine goldene Hochzeit feiern wird, es in der Zeitung stehen wird, weil eben bei einer sagemumwobenen Bevölkerung alles beim Alten bleibt, höchstens daß es mehr Armeelieferanten gibt als früher auf den ersten Blick zu erkennen waren und daß so manche jetzt ein Scherflein beitragen, die später ein Vermögen davontragen werden. Halten wir uns dies und das und noch etwas gegenwärtig und alle die hunderte »und«, mit denen jener grauenhafte Kassierer der Weltgeschichte jeden Tag Blutbilanz macht, dann — o dann werden wir der qualgeborenen Heiterkeit meiner Gestalten mehr Aktualität, mehr vom Gefühl, im Krieg zu leben, zuerkennen, als diese ganze Wirklichkeit enthält! Nicht jene erbärmliche Lache, deren Geschäft es ist, von Ernst und Erbarmen abzulenken, wagt sich hier hervor. Sondern eine, die ihre Opfer der Prüfung aussetzt, ob sie tragfähig waren für den Ernst, für die große Trauer und für die über Nacht erwachsene Größe. Hier ist Humor kein Gegensatz zum Krieg. Diesem können die Opfer entrinnen, jenem nicht. Er befreit keinen Schlechten, er befreit die Guten, die da leiden. Er kann sich ne-

1 s. Stock im Eisen

ben dem Grauen sehen lassen. Er trifft sie, alle, die vom Tod unberührt bleiben. Bei diesem Spaß gibts nichts zu lachen. Aber weiß man das, so darf man es, und das Lachen über die unveränderten Marionetten ihrer Eitelkeit, ihrer Habsucht und ihres niederträchtigen Behagens schlage auf wie eine Blutlache!

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3

INHALT der vorigen Nummer 404, 5. Dezember 1914:
In dieser großen Zeit
Von KARL KRAUS

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3